

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



46. Woche.

Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige“ in Grawenz.

Jahrgang 1915.



Deutsch-österreichische Jagdbeute in Serbien: Ein herabgeschossener Geier. Diese Raubvögel sind im Balkan weit verbreitet.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von E. Blümcke.

(Fortsetzung.)

So unterhielt man sich noch lange nach Tisch vortrefflich, und Irmgard sah mit geheimer Freude, wie die beiden Herren ihren kranken Stiefvater so aufheiterten, daß derselbe sein Leiden ganz vergessen zu haben schien.

Am nächsten Tage traf man sich wieder im Saischen Hotel, desgleichen am übernächsten, und das Band der Freundschaft umschlang Rosengarten und die beiden anderen Herren, die so vorzüglich mit ihm umzugehen verstanden, von Mal zu Mal fester. Sobald das Wetter besser sein würde, versprach er, von der freundlichen Einladung des Schlossherrn gern Gebrauch machen zu wollen. „Das ist ein Mann nach meinem Geschmack!“ hörte Irmgard in diesen Tagen ihren Stiefvater öfter sprechen. „Der besitzt Geist und Vermögen, hat fürstliche Verwandte und sitzt selber da wie ein Fürst.“ Natürlich widersprach sie nicht, sondern war glücklich, den Kranken aufgeheitert und auf andere Gedanken gebracht zu sehen. Aber ihre Sehnsucht nach Bruno Reimann wurde von Tag zu Tag größer, und schon fürchtete sie ernstlich, daß, wenn das Wetter auch besser werden sollte, die schönen Spaziergänge dennoch ein Ende haben würden. Herr v. Lupenski plante ja schon so vielerlei.

Nun war auf die lange Regenzeit wieder Sonnenschein gefolgt. Es schien, als wollte die Natur sich noch einmal in all ihrer Herrlichkeit präsentieren, ehe Novemberstürme über die öden Fluren brausten und des Winters Graus verkündeten.

Schon am Vormittag hielt da die mit vier einander erstaunlich gleichenden Schimmeln bespannte Staatsequipe mit Diener und Kutscher in Galalibree vor der Villa Luise. Herr v. Lupenski entstieg ihr, schwenkte sein fedes Federhütlein und eilte nach oben, um die Herrschaften sofort mitzunehmen. Wie gerne hätte Irmgard gesehen, wenn der Vater heute nicht einverstanden gewesen wäre! Sie wußte, daß Bruno sie er-

warten würde. Sie hätte ihn so gern wiedergesehen und wenigstens ein paar Worte mit ihm gewechselt.

Da ging es nun in scharfem Trab den zu beiden Seiten von hohen Bappeln bestandenen Steindamm entlang, der an waldigen Hügeln vorüber, über den jüngst eroberten Weizen-schlag und andere fruchtbare Felder und schließlich durch einen wundervollen Tannenwald bis zum Fuße des Schloßbergs führte. Links sah sie Grünthal mit seinen weißen Häusern und den hohen Bappeln und Ulmen deutlich liegen. Mit sehnsüchtigem, wehmütigem Blick schaute sie hinüber, und v. Lupenski, dessen schwarze Augen sie scharf beobachteten, ahnte wohl, was sie dachte. Er hatte es längst heraus, daß der Nachbar einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Ihre Verlegenheit, ihr Erröten, wenn sein Name zufällig genannt wurde und er sie dann nur mit halbem Blick ansah, verriet es ihm ja doch zu deutlich. Darum hütete er als kluger Mann sich recht wohl, irgendein schlechtes Wort über Reimann fallen zu lassen. Er heuchelte vielmehr ernstliches Bedauern mit demselben und log, daß er auf den ihm nach dem Urteil des Richters zustehenden Weizenschlag gern verzichten haben würde, wenn der Grünthaler ihm ein klein wenig freundlicher begegnet wäre und den Prozeß nicht in seiner Verblendung durchaus gewollt hätte. Es tate ihm recht leid, daß alles so gekommen wäre. Er hoffte aber, daß Reimann, den er sehr hoch schätzte, doch noch einmal sein Freund werden würde. Das klang sehr gut und edel, und Irmgard ahnte noch nicht, welch ein reizender, blutigeriger Wolf im sanften Schafskleid da vor ihr saß, welch ein Teufel sich hinter der schönen Maske verbergte. Ein balsamischer Harzduft strömte ihnen jetzt entgegen, und über ihnen säuselte es in den Wipfeln der hundertjährigen Tannen so geheimnisvoll, als hörte man Geisterraunen. Die Sonne verschwand im Wat-



Bulgarische Regimenter feldmarschmäßig ausgerüstet und zum Ausmarsch geschmückt auf dem Hauptplatz in Sofia. Aller Augen sind jetzt auf den Balkan gerichtet, da sich dort anscheinend die wichtigsten Kriegereignisse abspielen. Die bulgarische Armee hat nach Probozierung durch Serbien in die Kämpfe eingegriffen, die hoffentlich bald eine Entscheidung bringen werden, denn die kampferprobten bulgarischen Truppen sind den Serben weit überlegen. Sie ziehen mit

großer Begeisterung in den Krieg und bei uns werden den Ausrückenden Gewehre und Kopfbedeckungen mit Blumen geschmückt.

Einer der „schon manchen Sturm erlebt“. Der 119 jährige Norweger Abel Eliassen hat unter 9 norwegischen Königen gelebt. Es sind dies Christian VII., Friedrich VI., Christian Friedrich, Karl XIII., Karl XIV. Johann, Oskar I., Karl XV., Oskar II. und Haakon. Seinen Lebensabend beschließt Eliassen als Fischer in Bulnes.

desdickicht, und der Hufschlag der Pferde klang auf einmal dumpf, als führe man über eine Brücke.

„O ja, hier ist es schön!“ rief Irmgard staunend aus, die Hände zusammendrückend und die Waldluft einjagend als ein kostbares Labfal.

„Und warum sind diese gewiß hundertjährigen Tannen noch nicht zu Geld gemacht?“ fragte der Bankier, der keinen Sinn für Naturschönheiten hatte. Lupenski kräuselte ein wenig spöttlich die Lippen und antwortete, überzeugt davon, daß seine Worte wenigstens Irmgards Beifall finden würden: „Herr Rosengarten, aus dem einfachen Grunde, weil ich gottlob das Geld bisher noch nicht so notwendig brauchte, daß ich mir diesen herzerhebenden Anblick hätte vernichten müßte.“

Der Bankier verzog keine Miene, sondern sagte nur: „So, so!“ Aber er dachte bei sich: „Der Mensch muß ja unermesslich reich sein!“

Ueber eine Viertelstunde währte die Fahrt durch den Wald, weil man nicht auf dem direkten Wege blieb, sondern einen kleinen Umweg machte. Dann sahen sie das stolze Schloß auf der Anhöhe vor sich liegen. Seine Zinnen blitzten im hellen Sonnenschein, Fähnlein flatterten lustig im Winde, und Irmgard rief aus: „Wie ein Königschloß!“

Es war in der Tat ein prachtvoller Bau im Renaissancestil, gewiß der stattlichste Herrensitz in der ganzen Provinz. Kunstvolle Parkanlagen umgaben ihn und reichten hinab bis an den großen, von Erlen umgebenen See zur Rechten, dessen Wellen im tiefsten Blau erglänzten, und hinter dem sich Tannentwäldungen und Laubholz in unabsehbarer Weite ausdehnten.

„Ganz wie in einem Märchen,“ sprach Irmgard, mehr zu sich selber als zu den anderen. Aber der Edelmann hörte es recht wohl, und ein stolzes Lächeln glitt über sein schönes Gesicht.

Mit einem Luxus, den mancher Fürst sich nicht leisten kann, war auch das Innere des Schlosses ausgestattet. Irmgard sah wohl die Pracht und bewunderte sie, aber den Geldwert derselben wußte nur ihr Stiefvater zu schätzen. Mehr und mehr fühlte derselbe, trotzdem er eine gute Portion Dünkel besaß, daß es eine Ehre für ihn war, von dem reichen v. Lupenski so ganz als Gleichberechtigter behandelt zu werden. Er ahnte auch wohl, daß seine Stieftochter ihm dessen Gunst in erster Linie verschaffte.

Nach einem opulenten Frühstück, das man im großen, alt-deutschen Speisesaal eingenommen, bekamen die Gäste des Schloßherrn kostbare Sammlungen an Kleinodien, antiken Sachen, als Waffen, Gefäßen, Gerätschaften usw., sowie an Gemälden und mannigfachen Kunstgegenständen zu sehen. Danach führte er sie in seinen Ställen umher, zeigte ihnen die Rennpferde und prahlte unauffällig mit seinen ersten Preisen bei Wettrennen.

„Ich habe viele Rittergüter kennen gelernt,“ sagte Rosengarten schließlich, „aber noch keins wie dieses, Herr v. Lupenski. Mein Kompliment, ich rechne es mir zur besonderen Ehre an, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und Ihr Gastrecht genießen zu dürfen.“

Trotz alledem drängte der Bankier schon zeitig zur Rückkehr. Die Schmerzen, die ihn tagtäglich zu plagen pflegten und meist nur auf wenige Stunden fortblieben, stellten sich auf einmal wieder mit großer Festigkeit ein. Eine Morphiumeinspritzung allein konnte sie wenigstens etwas mildern. Und um sich eine solche zu machen, mußte er schon am Nachmittag zurück. Auf der Rückfahrt, während welcher von Lupenski sie wieder begleitete, glaubte Irmgard Bruno Reimann auf seinem Felde in der Ferne zu sehen, wie er gesenkten Hauptes, die Hände über die Brust verschränkt, in tiefen Gedanken da stand. Wie gerne hätte sie ihm zugewinkt, ihm ein Wort zugerufen, das seine Seele aufheiterte! Es ging nicht. Flammende Rote schoß wieder in ihr Antlitz, als des Edelmanns lauende, stehende Blicke den ihrigen in diesem Augenblicke begegneten.

Bruno stand in der Tat dort auf dem Felde, als die Equipage den Damm zurückfuhr. Natürlich ahnte er nichts davon, daß das Mädchen, das seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte, darin saß. Ihm war es völlig unverständlich, weshalb Irmgard sich heute nicht hatte sehen lassen. „Wenn nicht alles pure Einbildung von Dir ist, wenn sie sich auch nur ein ganz klein wenig für Dich interessiert, dann kommt sie heute,“ hatte er sich gesagt, als die Sonne am Morgen so hell ins Fenster strahlte und der Himmel so heiter lächelte. Bittere Enttäuschung also! Höchst verdrießlich kehrte er am Abend darum heim und hatte für die alte Richter, die so besonders feierlich ausah, kaum einen Blick übrig. Es fiel ihm ganz und gar nicht auf, daß die treue Seele etwas auf dem Herzen hatte.

Sie setzte ihm sein Leibgericht zum Abendbrot vor, erkundigte sich fürsorglich, ob er sich nicht wohl fühlte, da er etwas blaß ausähe, nahm dann, wie gewöhnlich, ihren Strickstrumpf und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch. Er sprach sehr wenig, stand hastig auf, lief unruhig auf und ab, trat ans Fenster und stierte zu den Sternen empor und machte ganz den Eindruck eines Menschen, der mit seinen Gedanken weit fort ist. — Und Mutter Richter dachte bei sich: „Ja, ja, dem fehlt eine Frau, so eine recht lebendige, lebenslustige, die ihn aufheitert und ihm die Grillen verjagt. Ich glaube, die Frieda würde ganz ausgezeichnet zu ihm passen.“ Und auf einmal faßte sie sich ein Herz und brach den Bann peinlichen Schweigens: „Herr Reimann, verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihren Betrachtungen störe,“ sprach sie, den Strickstrumpf fallen lassend und mit der abgekehrten Rechten nervös an der Brille rückend, „aber ich weiß, daß Sie kein Unmensch sind, darum will ich offen mit Ihnen sprechen. Heute nachmittag erhielt ich nämlich einen Brief von meinem Enkelkind Frieda Riemschneider aus Stettin. Sie wissen, die mal vor sechs, sieben Jahren hier war und die Sie damals so gern mochten, weil sie so ausgelassen lachen konnte und so schöne, lange, blonde Zöpfe hatte. Na, damals war sie ein Kind von zwölf, dreizehn Jahren. Das arme Wurm hat ja doch beide Eltern kurz hintereinander verloren und steht nun ganz verlassen in der Welt da. In Stettin war sie als Buchhalterin tätig, hatte es aber sehr schwer und mußte die Stelle in diesen Tagen aufgeben. Nun sehnt sie sich wieder aufs Land, wo sie geboren ist. Ihr Vater besaß, wie Sie sich wohl entsinnen, ein kleines Gut in der Provinz Brandenburg. Er sagte schon immer, daß seine Frieda einmal eine überaus tüchtige Landwirtin werden würde. Na ja, Herr Reimann, nun würde sie so sehr gern hierher zu mir, zu ihrer Großmutter kommen, schreibt sie, mich unterstützen und von mir zu lernen. Ich bin alt, und manches geht nicht mehr, wie es soll. Es kommt natürlich auf Ihre Einwilligung an. Ich möchte Sie sehr bitten, es zu gestatten.“

Bruno schaute das alte Mütterlein mit seinen großen Augen so recht gutmütig an und vergaß, was ihn bedrückte. Frau Richters Wunsch schien ihm so rein natürlich, und die arme Waise, die in der Großstadt um das tägliche Brot ringen sollte in einem Beruf, der sie nicht befriedigte, jammerte ihn. Wie hätte er also anders können, als ihr den Wunsch erfüllen?

„Aber gewiß, Frau Richter!“ rief er aus. „Schreiben Sie meinestwegen noch heute. Es ist ja Platz genug in unserm Hause, und ich gönne Ihnen gern etwas Hilfe.“

Da leuchteten die ehrlichen Augen der alten Frau in Seligkeit, sie stammelte Dankesworte und redete an diesem Abend nur noch von ihrer Enkelin. Ein so kluges, gutes Mädchen wäre die Frieda, sie hätte Französisch und Englisch gelernt, könnte Klavier spielen, sogar etwas malen und besäße die Manieren eines Edelfräuleins. So ging das Lobreden der Großmutter fort, bis Seidenkranz schwerer Schrittes hereinkam. Ihm schien der Besuch weniger erwünscht, doch sagte er nichts weiter dazu, sondern redete, wie immer, nur von landwirtschaftlichen Dingen. Er liebte das weibliche Geschlecht überhaupt nicht sonderlich, weswegen er auch Junggeselle geliebt war. „Mamsell Richter“ schien ihm freilich eine Ausnahme, der hätte er, wie er wohl im Scherz gelegentlich behauptet, einen Heiratsantrag gemacht, wenn er sie vierzig Jahre früher kennen gelernt. Sie zog sich jetzt zurück, um an das arme, stellunglose Enkelkind einen Gilbrief zu schreiben.

Wie fast täglich lenkte Bruno auch am nächsten Morgen, nachdem er einen Rundgang durch die Wirtschaft gemacht, seine Schritte nach der Ruine. Was er dort eigentlich immer zu tun hatte, wußte kein Mensch.

Wohl strahlte auch heute die Sonne hell vom klaren Himmel hernieder, aber ein scharfer Ostwind wehte doch durch die Buchen und segte das fahle Laub über die fahlen Felder. Zum Spazierengehen war also das Wetter eigentlich nicht. Darum hatte Bruno auch nur geringe Hoffnung, Irmgard heute nachmittag zu sehen. Zu dieser frühen Vormittagsstunde dachte er natürlich ganz und gar nicht daran. Und dennoch steht sie auf einmal, gerade als er den Wald betritt, vor ihm. Sie war so früh aufgebrochen, weil sie besürchtete, daß nachher v. Lupenski mit seinem Freunde sich beim Vater einfänden würde, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Nun sah sie Bruno des Weges kommen und wußte nicht, ob sie ihm ausweichen, oder sich ihm zeigen sollte. War ja doch urplötzlich ein solches Gefühl jungfräulicher Scheu, eine Furcht über sie gekommen, daß sie hätte davonlaufen mögen vor dem Mann, nach dem ihr Herz sich so gelehnt hatte. Aber sie blieb hinter der Buche, die sie vorläufig noch seinen Blicken verbarg, stehen, bis er dicht

herangekommen war. Und nun tritt sie auf einmal hervor und steht ihm gegenüber, strahlende Glückseligkeit in den Augen und ein schämiges, rosiges Rot auf den Wangen.

„Zrmgard!“ stößt er aus, wird dann wieder einmal verlegen wie ein beim Aepfelstehlen ertappter Schulbube und stottert: „Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, meine Ueber- raschung war gar zu groß! Ich bin glücklich, Sie endlich einmal wiedersehen zu dürfen. Ich befürchtete schon, daß es nie wieder der Fall sein würde.“

„Wärest Du ihm doch nur ausgewichen,“ spricht Zrmgard zu sich selber, vergebens das ungefühm pochende Herz zur Ruhe zu bringen suchend und einen gleichgültigen Ton anzuschlagen. Sie hat ihm ihre bebende Hand gereicht und er hält sie noch immer fest in der seinigen. Sie wagt nicht, die Augen aufzuschlagen, um seinem Blick nicht zu begegnen. Oh, in dieser Minute erfüllt Brunos Brust ein Gefühl seligen, großen, vollkommenen Glücks. Er liebt es ja in dem lieblichen Antlitz des Mädchleins, daß ihm das Herz voll Liebe entgegen schlägt. Was er da sieht, ist keine Verstellung. Da ruft es in ihm laut und verlangend: „Ergreife das Glück, wo es Dir so nahe ist und Dir die Hand reicht!“ Er will etwas sagen, aber da schaut Zrmgard auf und spricht wie aus einem Traum geschreckt: „Hören Sie nicht? da kommt ein Reiter!“ Jetzt hört auch er das deutliche „Tripp-trapp, Tripp-trapp“ auf der nahen Chaussee, doch ihre Hand gibt er erst frei, als sie ihm dieselbe entwindet. Man sieht nichts von einem Reiter, denn dichtes Buschwerk zieht sich diesseits des Chausseegrabens wohl hundert Meter weit hin. Doch der Reiter muß halt gemacht haben, denn der Hufschlag ist verstummt.

„Herr Reimann, ich darf mich leider heute auch keine Minute länger versäumen,“ spricht Zrmgard, immer noch verlegen nach der Chaussee schauend. „Es geht dem Vater nicht gut, er wird sicher gleich erwachen, und da muß ich zurück sein. Entschuldigen Sie also.“ Ehe Bruno noch etwas erwidern kann, rennt sie schon, nachdem sie ihm noch einmal freundlich zugewinkt und noch einmal voll in seine Augen geschaut hat mit einem Blick, der ihr Innerstes verriet, gerade über das Stoppelfeld davon auf die Chaussee zu. Da hört sie das Wiehern eines Pferdes und gleich darauf wieder den Hufschlag desselben. Jetzt sieht sie durch das Gebüsch auch den Reiter. Ein elegant gekleideter Herr mit grauem Zylinder ist es. „Sollte es v. Lupenski sein?“ fragte sie sich. „Sollte der uns etwa so Hand in Hand gesehen haben? Nicht möglich! Das Buschwerk war ja zwischen uns und ihm.“ In scharfem Trapp ritt der Schloßherr dahin, ohne rechts oder links zu schauen.

Ach, hätte Zrmgard jetzt in sein wutverzerrtes Gesicht mit den festzusammengepreßten Lippen und den rollenden Augen schauen dürfen, sie würde den schönen Mann nicht wieder erkannt haben! Er hatte die Begrüßung der beiden ganz genau beobachten können; drüben, wo der Weg die Chaussee kreuzte, hatte er durch das dort nur spärlich stehende Gesträuch gesehen, ohne selber bemerkt zu werden. Schon von ferne sah er mit seinen scharfen Raubtieraugen das leidenschaftlich begehrte Mädchen von der Stadt her der Grünthaler Grenze zuschreiten. Da ließ er es nicht mehr aus den Augen, und nun wußte er bestimmt, was er bereits vermutet: „Zrmgard interessiert sich für Reimann, sie zieht ihn Dir vor, trotz all des Glanzes, den Du ihr gestern gezeigt hast!“

War der Mann, der ihm jegliche Ehrenbezeugung, die er von den kleineren Besitzern ringsherum gewöhnt, versagte, ihm schon ohnehin verhaßt, so hätte er ihn jetzt in blinder Eifersucht zermalmen mögen. Wie war es denkbar, daß ein Mädchen wie Zrmgard an so einem Menschen Gefallen finden konnte!

„Da, den Bauerntölpel werde ich schon aus dem Felde schlagen!“ murmelte der Schloßherr dann vor sich hin, mit der Reitgerte an den Stiefelschaft schlagend, daß der Schimmel erschreckt einen Sprung zur Seite machte und den Reiter um ein Haar abgeworfen hätte.

Eine Stunde später sah Zrmgard Herr v. Lupenski in augeräumtester Stimmung — eine solche heuchelte er wenigstens — wieder bei ihrem Vater, alles anbietend, auch diesen zu erheitern. Er konnte nach seinem ganzen Benehmen nichts gesehen haben. Ganz harmlos fragte er ja auch, ob das gnädige Fräulein schon lange auf wäre und schon einen Blick nach draußen geworfen hätte. „Es ist rauher Ostwind,“ fügte er hinzu, „wer heute nicht in's Freie muß, der bleibt drinnen.“

Schon am Nachmittag wieder nach Tannenböh zu fahren, wozu der Schloßherr mit vielen schönen Worten einlud, mochte Herr Rosengarten nicht, aber morgen früh wollte er mit seiner Tochter kommen, das versprach er.

3.

Frieda Riemschneider war angelangt mit Koffern, Kisten, Gutschachteln und zahllosen Düten und Paketschen. Bruno hatte sie sich ganz anders vorgestellt. Sie sah nicht aus wie eine arme Waise, die schon viele Tränen im Leben vergossen und sich kümmerlich durchgeschlagen. O nein, Leben und nichts als Leben lachte aus ihren vergifmeinnichtblauen Augen, und der kleine Mund mit den firschröten, ein ganz klein wenig aufgeworfenen Lippen zeigte öfter als nötig in ausgelassenem Lachen die etwas großen, aber blendendweißen Zähne. Das nicht häßliche Gesicht strotzte vor Gesundheit, wie denn die ganze üppige Gestalt etwas Urgesund an sich hatte.

„An der ist ein Mann verloren gegangen,“ sagte der alte Seidenkranz ganz richtig, nachdem er sie sich genauer angesehen.

Am wenigsten gefiel Bruno an ihr, daß sie wie eine Zierpuppe ausgeputzt war und sich auf ihre elegante Robe nicht wenig einbildete. Ueberhaupt schien sie ihm für den Ernst des Lebens ganz und gar nicht geschaffen. Es lag auch etwas gar zu Dreistes, allzu Plumpvertrauliches in ihrer Art. Schon in der ersten Stunde brachte sie ihm durch ihr Benehmen in Verlegenheit. Tat sie ja doch, als könnte sie heute mit ihm noch genau so umspringen wie damals vor sieben Jahren, als sie noch ein kleines Mädel und er ein junger Student war. Die Zeit schien sich ihrem Gedächtnis überhaupt sehr scharf eingepreßt zu haben. Und Großmutter Richter lachte zu allem in stummer Bewunderung. In ihren Augen war Friedchen ein Engel, das vollkommenste Geschöpf auf Erden.

Als Frieda sich am nächsten Vormittag so gegen zehn Uhr aus den Federn erhoben hatte, da gestand sie der Großmutter, daß sie Herrn Reimann reizend fände. Seine schwermütigen Augen, sein ernstes Wesen, alles an ihm entzückte sie. Sie hätte ihn schon damals, als sie noch ein dummes Gör und er ein langer, schlanker, blasser Jüngling gewesen, sehr hübsch gefunden, aber jetzt schiene er ihr eine Idealgestalt. Großmutter Richter lachte dazu und freute sich ungemein, daß ihr Enkel- töchterchen so einen guten Geschmack befaß und sich ihrem Plan so geneigt zeigte.

Während der nächsten Tage wartete Bruno nun wieder vergebens auf die Geliebte. Er war jetzt fest entschlossen, ihr sein Herz auszuschütten, sobald er sie sehen würde und sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle. Alle Schüchternheit hatte er überwunden, er fühlte einen Löwenmut in sich und wollte kämpfen als ein Held um den kostbarsten Besitz. Man sah ihn jetzt öfter um die Mittagszeit im Haseischen Hotel, ihn, den soliden Mann, und, was er damit bezweckt, erreichte er auch. Er machte hier, gerade wie damals v. Lupenski, Rosengartens Bekanntschaft. Zrmgard, die bei seinem Anblick freudig überrascht war, ahnte wohl, warum er gekommen und stellte ihn ihrem Vater als den Besitzer von Grünthal vor, der so galant gewesen, sie heimzufahren, als sie sich einmal auf seinem Gebiet verlaufen hatte. Doch der hochmütige Bankier begegnete dem nach seiner Meinung so ganz simplen Menschen dermaßen schroff, daß derselbe sofort einjah, wie fern er seinem Endziel noch stand. Als sich dann gar die unzertrennlichen Freunde v. Lupenski und Schimmelpfennig ebenfalls einfanden und an Rosengartens Tisch wie zwei gute Bekannte Platz nahmen, da zog er es vor, sich still in eine Ecke zu drücken und das Hotel bald wieder zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe

Skizze von S. v. Mühlenfels.

Hanne Fink, die Botengängerin im kleinen Thüringer Badeort, war eine Frau in den besten Jahren. Sie zählte vielleicht gerade vierzig. Aber ihrem Aussehen nach glich sie eher einer Sechzigjährigen. Die Haare, die unter dem Kopftuch hervorsahen, waren grau und auf der Stirn und um den Mund lagen tiefe Falten.

Sie führte ein hartes, arbeitsreiches Leben, doch ihr schwerer Beruf war es nicht, der sie niederdrückte. Aber Hanne, die aus anständigem und auch wohlhabendem Hause stammte, hatte in ihrer kurzen Ehe Furchtbare erlebt. Der Mann, den sie über alles geliebt, war ein liederlicher Kumpan gewesen.

Hannes Eltern hatten sie genügend vor der Ehe gewarnt; aber das Mädchen hatte ein heißes Herz gefaßt und der Mann gefiel ihr nun einmal. Sie hatte sich auch wirklich die Kraft zugetraut, aus einem arbeitscheuen Menschen einen braven Familienvater machen zu können.



Unjere Gelbgrauen im besten Einvernehmen mit der Sandbevölkerung in Russisch-Polen.

Aber der leichtsinnige Fink war glatt und geschmeidig wie ein Mal gewesen. Nie hatte er sich böse und offen der starken, etwas herrschüchtigen Frau entgegengesetzt. Er hatte versprochen, was sie verlangte, war ihr aber immer wieder entglitten, hatte sie hintergangen — und schließlich, um Geld zu schaffen, war er auf böse Wege gekommen, war immer tiefer herabgeglitten, bis eines Tages sein Schicksal ihn erreichte, bis im ganzen Dorf von nichts anderem gesprochen wurde, als vom Gärtner Fink, der im Gefängnis saß, weil er betrogen und gestohlen hatte.

Um diese Zeit war Hanne Fink in ein paar kurzen Wochen grau und alt geworden; um diese Zeit war aus der stolzen Frau ein gedrücktes, zerknirschtes Geschöpf geworden, und wie wohl sie so gut wie nichts für sich und ihre beiden Knaben besaß, danerte es eine geraume Zeit, bis sie so weit war, daß sie sich auf irgendeine Arbeit befaß.

Eigentlich fand sie ihr Verantwortungsgefühl den beiden Söhnen gegenüber erst dann wieder, als der Pfarrer eines Tages zu ihr gekommen war, um ihr mitzuteilen, daß Fink sich im Gefängnis das Leben genommen habe.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr, denn entsetzlich hatte der Gedanke, ihn eines Tages wieder im Haus und am Tisch dulden zu müssen, sie gequält.

Um diese Zeit legte die Botengängerin Frömmel wegen Altersschwäche ihr Amt nieder und der Pfarrer, der ein gutes Herz hatte, ermunterte Hanne, sich um die Nachfolgerschaft in diesem Amt zu bewerben.

Die beiden Söhne glichen der Mutter; sie waren stramme Jungen und taten in Schule und Haus ihre Pflicht. Aber hin und wieder geschah es doch, daß ein vorlauter Bengel in der Schule einem der Fink'schen Söhne etwas Böses und Gehässiges über den im Gefängnis gestorbenen Vater sagte, und so kam es, daß Frau Hannas Wunde trotz aller Achtung, die man ihr im Dorfe entgegenbrachte, nie ganz vernarbte.

„Die Kinder eines Diebes!“ murmelte sie oft auf ihren Gängen vor sich hin und oft hatte sie gegen eine böse Verzweiflung, die in ihrem Herzen tobte, anzukämpfen. In mancher Nacht, wenn die Erinnerungen wach wurden, wenn einer ihrer Jungen vielleicht eine Unart begangen hatte, oder in der Schule getadelt worden war, dann lag die Zukunft schwarz und trostlos vor ihr — dann sah sie im Geiste, wie auch ihre Söhne auf bösen Wegen gingen, wie sie dem Vater ähnlich wurden und in Schmach und Schande endeten.

Und in solchen Nächten kämpfte sie gegen furchtbare, dunkle Gewalten an; in solchen Nächten geschah es oft, daß sie sich mit aller Macht dagegen wehren mußte, ein Verbrechen an sich selbst und an den Kindern, deren Vater im Gefängnis gestorben war, zu begehen. — Die Knaben ahnten nicht, in welcher Gefahr sie lebten; sie ahnten nicht, daß irgendeine Dummheit vielleicht genügt hätte, um die Mutter zu furchtbaren Dingen hinzureißen.

„Verachtet sind wir ja doch!“ sagte sie sich immer wieder und vielleicht gerade, weil sie ihre Söhne mit einer starken Liebe liebte, betete sie oft in leidenschaftlicher Inbrunst: „Laß sie sterben, Herr, ehe die Versuchungen des Lebens an sie herantreten!“ —

Einmal, in einer weichen Stunde, sprach sie sich beim Pfarrer aus — erzählte ihm von der Angst, die beständig in ihr zitterte. Aber aller Trost, alles gute Bureden von seiten des warmherzigen Mannes half nicht.

Wo Mißtrauen und Verzagtheit so tief Wurzel geschlagen haben, da können auch die besten und treuesten Worte nicht mehr helfen.

Gerade zu der Zeit, da Hannes ältester Sohn aus der Lehre entlassen wurde und da auch der jüngere schon der Selbständigkeit zustrebte, zu dieser Zeit, da die Angst im gequälten Herzen der Frau aufs höchste gestiegen war, kam der Sturm über Deutschland dahergebraust: Krieg gegen eine Meute von Feinden! Krieg gegen halb Europa!

Hanne Fink's Gehirn war zu eng und milde geworden, um etwas von der überwältigenden Begeisterung, die die Welt ergriffen hatte, zu fühlen. Sie wußte nur das eine: „Diesen Krieg hat Gott für Dich gesandt! Durch diesen Krieg will Gott Deine Söhne vor Leichtsinne und Schlechtigkeit bewahren!“ Sie weinte nicht, wie andere Mütter das taten, als ihre Jungen hinauszogen; sie zitterte nicht und stellte nicht die bange Frage ans Schicksal: „Werden sie heimkehren? Werde ich sie wiedersehen?“ —

Liebte sie ihre Söhne nicht? War sie eine entartete Mutter?

Im Dorf hatte es sich herumgesprochen, daß Hanne Fink sich nicht um ihre Söhne gräme. Viel von der guten Stim-

mung, die bislang für sie geherrscht, ging verloren. Man sah sie mit forschenden und feindseligen Blicken an.

Eine jede Mutter bebte jetzt um die, die im Felde standen. Hanne Fink aber liebte ihre Söhne doch. Keiner im ganzen Dorfe jedoch wäre fähig gewesen, diese Liebe zu verstehen. Keiner im Dorfe hätte begreifen können, wie es im Herzen dieses schwergeprüften Weibes aussah.

Sie liebte ihre Söhne, und in langen, dunklen Nächten war sie mit ihnen draußen auf den Schlachtfeldern, lebte alle Breuel mit ihnen durch. Und wie jede andere Mutter, so bebte auch sie, wenn sie von dem Entsetzlichen, was im belgischen Nachbarland vor sich ging, hörte und las. Und oft, oft wollten dann ihre Hände sich falten, oft wollten sich die stehenden Worte auf ihre Lippen drängen: „Herr, laß sie wohlbehalten wiederkehren!“ bis das Furchtbare in ihrer Seele wieder wach wurde, bis sie sich vorstellte, daß die Söhne ruhmgekrönt heimkehren könnten, daß sie stolz und leichtfertig werden könnten, daß die Mädchen vom Dorfe, die zum Teil eitel und licherlich waren, sich an sie heranwarfen, sie umgarnten — und dann — dann —

Nein, sie konnte nicht um das Leben ihrer Söhne beten — sie konnte es nicht! Sie konnte nicht still und vertrauensvoll wie andere Mütter für die glückliche Heimkehr ihrer Kinder flehen.

Der Pfarrer hatte viel zu tun in dieser Zeit. Trauerkunde war in den kleinen Ort gezogen. Frauen hatten ihre Männer verloren; Mütter weinten um ihre Söhne.

Das gute Gesicht des Seelsorgers war tiefenst in dieser Zeit.

„Nun, Hanne,“ redete er die Botengängerin eines Tages an. „Wie geht's? Was hören Sie von Ihren Söhnen?“ und nahm, während er so sprach, ihre Hand und führte sie in den Torweg eines Hauses und sah ihr traurig und sorgenvoll ins Gesicht.

Und Hanne murmelte — halb beschämt, halb trotzig: „Wie soll's gehen?“ und machte ihre Hand aus der des Pfarrers frei. Der aber legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Haben Sie Mut, Hanne?“
Das Gesicht der Frau wurde bleich.
„Sind sie gefallen?“ rief sie mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht.

„Der Jüngste ist tot, Hanne! Mit ihm hat Gott gnädig gewaltet. Der Ältere aber — nein, nicht verzagen, Hanne — denn es gibt auch für das Allerbitterste noch einen Trost!“
Sie sah ihn starr an.

„Er hat das Augenlicht verloren, Hanne! Sehen Sie, Hanne, Sie haben mir einmal in einer vertraulichen Stunde gesagt, Ihnen sei bange vor der Zeit, wenn Ihre Söhne ins Leben einträten, wenn sie Versuchungen und Gefahren ausgesetzt seien. Davor hat nun der gnädige Gott Ihre beiden Söhne bewahrt. Nun tun Sie das Ihre, um dem armen Lebenden das Dasein erträglich zu machen!“

Ein rauher Ton kam aus ihrer Kehle. Die Last, die sie auf dem Rücken trug, wollte sie zu Boden ziehen.

Aber Hanne war nicht die Frau, die sich selbst und ihrer Schwäche nachgab. Sie legte ihren Weg wie sonst zurück und sprach zu niemandem von dem, was sie betroffen hatte.

Ihr Herz war erschüttert und war doch von der alten, quälenden Angst befreit.

Dem armen Menschen, der das Licht des Tages nicht mehr erblicken sollte, wollte sie das Leben schon gut und lebenswert machen. O, sie fühlte plötzlich eine Riesenkraft in sich. Jahrzehntlang noch würde sie ihre schweren Gänge gehen können — jahrzehntlang noch für fremde Leute die Waren hin- und herschleppen.

„Gott — mein Gott — Du hast meine Söhne hart geprüft und doch danke ich Dir, denn Du hast sie vor Sünde und Schande bewahrt!“

Die Leute im Dorf sprachen und flüsterten viel über den unerhörten Gleichmut, über die Härte dieser Mutter und selbst der Pfarrer war erstaunt und verstimmt.

Aber als der Tag kam, an dem der arme Krüppel ins Zimmerchen der Mutter gebracht wurde, begleitet vom Pfarrer und gefolgt von Weibern und Kindern — als der arme Mensch sich zur Mutter hintastete und als dann ein furchtbarer Schrei aus wehestem Herzen kam und die Frau, der man Gleichgültigkeit nachgesagt hatte, dem unglücklichen Sohn zu Füßen fiel, da zogen sich die, die hier so hart geurteilt hatten, kleinmütig zurück.

„Mein Sohn, mein Jungchen!“ flüsterte die harte Hanne mit unendlich weicher Stimme, und der Sohn lehnte den Kopf an das Herz der Mutter.

Totenklänge vom Schlachtfelde

Ernstere und feierlicher als sonst erklingen heute die Glocken. Totenklänge sind's, die dumpf und schwer herniederhallen. Ist doch jener Tag gekommen, von dem ein Dichter singt:

„Den Toten, den Toten
Gehört der Tag,
Die Erinnerung heut,
Jeder Herzensschlag,
Jede Träne, die im Auge brennt,
Jeder Name, den man weinend nennt,
Den Toten, den Toten“ . . .

Wo aber hat der Tod eine reichere, schmerzvollere Ernte in diesem Jahre gehalten, als draußen auf den weiten, blutgedüngten Schlachtfeldern? Stolz erhobenen Hauptes, die Brust von frohen Hoffnungen auf den Sieg unserer gerechten Sache geschwellt, so zogen unter den schmetternden Klängen vaterländischer Lieder Deutschlands kampfesfreudige Söhne hinaus in Feindesland, und immer neue Scharen folgten ihnen, hoffnungsfroh, siegesgewiß, in den männermordenden Kampf, des teuren Vaterlandes Schmach zu rächen und für dessen Ehre und Bestand mit dem letzten Blutstropfen einzustehen — und heute ruhen Tausende draußen in fremder Erde und einige wenige wohl auch in unserer Mitte, kalt, stumm, tot, hinweggerafft in der Blüte ihrer Jahre von der unbarmherzigen Kugel oder von tödlicher Krankheit. . . . Ihre stolzen Hoffnungen blieben ihnen unerfüllt, und uns, die wir schmerz erfüllt über den herben Verlust klagen, ist auch der letzte Rest trauernder Liebe vielfach verjagt: an der Stätte, wo die teuren Toten zum letzten Schlummer gebettet wurden, einen Kranz treuen Gedenkens niederzulegen. . . . Wehmütvoll erklingt's in der entlaubten Bäume Wipfeln, und die ergreifende Trauermelodie vom Vergehen und Sterben, die am Totengedenktage durch die herbftlichen Lüfte rauscht, doppelt ergreifend erklingt sie über den Schlachtfeldern. Welche Bilder und Szenen erstehen da vor unserm geistigen Auge! Ein Dichter malt sie in erschütternder Deutlichkeit:

„Beglückter Jüngling, den gradaus ins Herze
Die Todeskugel traf!
Er liegt so schön, als wüß' er nichts vom Schmerze
Und lächelt wie im Schlaf.
Doch jener mit verzweifelnder Gebärde
Nang lang' im Todeskampf
Und grub die blut'gen Nägel in die Erde
Im letzten Schmerzenskampf.
O rührend Bild! Sein Psalmbuch aufgeblättert,
— Hell blinkt's im Morgenschein —
Schief dort ein Mann, von Mord und Tod umwettert,
Im Frieden Gottes ein.
Indes sein Nachbar, trotzig im Erblaffen,
Mit eisensester Hand,
Krampfhaf, als wollt' er's auch im Grab nicht lassen,
Sein treu Bewehr umpannt“ . . .

So gingen sie dahin, unsere Helden, für das Vaterland in den heiligen Schlachtentod. Sie haben ausgerungen, wie viele andere Tausende, die die kühle Erde deckt und an deren Hügel trauernde Liebe weint. Aber eins haben sie vor allen anderen Toten voraus, unsere tapferen Helden: sie haben für das Höchste, das Edelste geblutet, ihr Leben geopfert. Kann es einen schönern Tod geben als den geheiligten Schlachtentod? Als jene wackern 300 Spartaner mit ihrem tapferen Anführer Leonidas an der Spitze dort im Engpasse der Thermopylen gegen die andringende persische Uebermacht den Heldentod gestorben waren, da setzte ihnen das dankbare Vaterland einen Denkstein mit der vorbildlichen Inschrift:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

Gilt das nicht auch von unseren Helden? Sind nicht auch sie gefallen, unbekümmert um persönliche Rücksichten, in treuester Pflichterfüllung? Darum zollt ihnen das Vaterland lauten, innigen Dank:

„Brave Sieger! Deutschlands Ehre!
Deutscher Mütter Stolz und Lust,
Die ihr auf dem Feld der Ehre
Hauchtet aus die treue Brust!
Mit der Liebe heißem Sehnen,
Mit der Trauer blut'gen Tränen,
Senden wir der fernern Gruft
Eures Nachruhms Weihrauchduft.“

Wohl rinnen heiße Tränen, ja, vielleicht heißere als sonst, um diese teuern Toten. Und wenn je Tränen trauernder Liebe berechtigt waren, so sind es die um unsere gefallenen Heldenjöhne. Darum darf Trägers Wort auch am heutigen Tage noch seine Berechtigung haben:

„Weint jammernd nur, ihr Mütter und ihr Bräute,
Ihr alle, die das Liebste hingegeben!
Rein Jubel störe eure Tränen heute,
An solchem Tage schweigt das laute Leben.
Wie sind sie glücklich, die voll stillem Frieden
Den letzten Kranz um teure Gräber winden,
Am schwarzen Kreuz mit denen, die geschieden.
Vereinigt sich in heil'ger Wehmut finden —
Ach, lieb' auch die Sehnsucht ihre Flügel,
Ihr sündet nicht den unbekanntem Hügel.“

Aber die Träne fließt milder, der Schmerz wird verklärt zu heiliger Wehmut, wenn wir dessen eingedenk bleiben, daß auch unsere toten Helden draußen nimmer von uns geschieden sind. Dem Vaterlande, für das sie ihr warmes Herzblut dahingaben, und uns, die wir in ihnen unser Liebstes opfernd dahingaben, sind sie nimmer gestorben:

„Nimmer wird so teure Saat Werden neu sie auferstehn,
In der Zeiten Sturm verwehn, Und an ihren Leichensteinen
Und mit jeder großen Tat Wird der Dank der Enkel weinen.“

Und dereinst gibt's auch für uns ein Wiedersehen! Dann erklingt's in stillen, himmlischen Akkorden, das Lied von der Liebe, die stärker ist als der Tod, und vom Glauben, der erprobt ward im Feuer der Trübsal, und von der Hoffnung, die nimmer zuschanden werden läßt. Darum:

„So gön' den Staub dem Staub;
Ist doch dem Tod zum Raub
Nicht Deines Sohnes Geist verfallen;
Er schwang auf freier Bahn
Sich dorthin himmelan,
Wo sel'ge Geister grüßend ihn umwallen.
O weine still Dich aus
Und denk' ans Vaterhaus;
Es harret das Kind der Mutter droben
Und wenn Du ausgeweint,
Wirst Du mit ihm vereint
Am Throne Gottes danken einst und loben.“

Ja, ist's nicht, als klinge von dort, wo es kein Leid, kein Geschrei noch Schmerzen gibt, wo der Tod verschlungen ist in den Sieg und das Leben ewig triumphiert, als klinge von dort herüber das Sieges- und Triumphlied unserer verklärten Helden, ein „Lied im höheren Chore“, freilich nur dem ergebungsvollen, festssten Glauben vernehmbar:

„Vaterland, Du bist gerettet, Richter in dem Weltgerichte
Und wir ruhen weich gebettet Waren wir, ein Stück Geschichte
In des ewigen Friedens Schoß. Schrieben wir für's Vaterland;
Jauchzend kehren unsre Brüder Was die Eisingriffel schrieben,
In den Arm der Liebe wieder, Ist für alle Zeit geblieben,
Uns doch traf das schön're Los. Das tilgt keine Feindeshand“ . . .

Und das ist's, was auch mit dem herbsten Schicksale verjöhnen muß. Das Vaterland wird der Tapferen nie vergessen und in den Hinterbliebenen sie ehren und ihnen dafür danken, daß sie für dessen Ehre und Gedeihen auf dem Schlachtfelde geblutet und ihr Leben geopfert haben. . . . Leise flüstert's in der herbftlichen Bäume Wipfeln; aber die Trauermelodie, die wir sonst in dieser Jahreszeit und am Totengedenktage vor allem zu vernehmen gewöhnt sind, hat sie heute nicht einen gar hoffnungsfrohen, tröstlichen Klang? Wie Siegesfanfaren erklingt's dazwischen, wie triumphierender Scharen Halleluja am Throne dessen, der die Weltgeschichte lenkt und der jedes einzelne Schicksal in seiner Allmachtshand hält. Er allein hat entschieden! Und was er tut, ist wohlgetan! Ihm sei Preis und Ehre! . . .

„Rührt die Trommeln ernst und dumpf,
Senkt die Fahnen feierlich!
Jedem Heil, der im Triumph
Für das Vaterland verblich!
In der fremden Erde Schoß
Ruht er nimmer heimatlos,
Der die Heimat unversehrt
Sich in unsern Herzen schuf:
Eine Träne den Zypressen,
Doch den Lorbeern Jubelruf!“



Oberes Bild links:
 Die drei Söhne des Herzogs
 Albrecht von Württemberg in
 Gespräch mit einem Offizier auf
 dem westlichen Kriegsschauplatz.

Oberes Bild rechts:
 Eine Totengedenkfeier in
 Feindesland.

Mittleres Bild:
 Eine Straßensperre auf dem
 Dolomitenpaß.

Unteres Bild links:
 Zwei gute Kameraden.

Unteres Bild rechts:
 Oesterreichische Probiant-
 kolonne passiert Dubno.

